



Noch so ein Ding, was in der Mache ist

Kapitel 1

Dr. Rüeigli hat mir absolute Ruhe verordnet, doch ich weiß haargenau, daß ich bis zum Ende meiner Tage keine Ruhe mehr finden werde. Meine Uhr ist abgelaufen. In meinem Leben hat ein Ereignis stattgefunden, das so ungeheuerlich, so unvorstellbar ist, daß sich selbst die Tastatur meines Laptops dagegen zu wehren scheint, diese Angelegenheit meiner Textverarbeitung anzuvertrauen. Die Affäre ereignete sich nicht gestern oder vorgestern und auch nicht im vergangenen Jahr. Sie liegt mehr als fünfunddreißig Jahre zurück. Die allermeisten Beteiligten an diesem Drama haben inzwischen das Zeitliche gesegnet oder sind auf dem allerbesten Wege, es zu tun, und auch ich sieche dahin.

Mein Name ist Timothy D. Rowland. Meine Freunde, wenn ich denn welche besitze, nennen mich Tim. Ich sitze an den Rollstuhl gefesselt und in eine sandfarbene Flaneldecke gehüllt auf der Hochterrasse einer weltberühmten Privatklinik außerhalb Luzerns und genieße das strahlend schöne Wetter und das grandiose Panorama, das mir die Dächer der Stadt, die noch berühmtere Kapellbrücke über die Reuss, die Alpen und der Vierwaldstätter See von hier oben bieten. Es ist gerade »Luzerner Mäss«, ein Volksfest wie das Oktoberfest in München, nur sehr, sehr viel überschaubarer. Eine Dampforgel pfeift, der süßliche Duft von gebrannten Mandeln umschmeichelt meine Nase. Auf dem gegenüberliegenden Ufer des Luzerner Sees dreht sich ein Riesenrad. Menschen mit Zuckerwatte und rot kandierte Äpfeln in den Händen schlendern gemütlich an den vielen Los- und Süßigkeitsbuden entlang. Auf dem Bahnhofsvorplatz wirbelt ein Kettenkarussell Kreise um die eigene Achse. Das Kreischen der Kinder hallt verzerrt bis zu mir herauf.

Dr. Rüeigli, eine Koryphäe auf seinem Gebiet, ist offen zu mir: Bei unserem letzten Gespräch hat er mir noch drei oder vier Monate gegeben, im allerbesten Fall ein halbes Jahr ? eine Frist, die wohl kaum für mich ausreichen wird, um mit Gott und der Welt ins Reine zu kommen.

Schwester Elisabete betritt die Terrasse und kredenzt mir auf silbernem Serviertablett eine Tasse Kamaya-Tee. Mit ihrer freundlichen Erscheinung voll weiblicher Anmut ist sie die Zierde des ganzen Hauses und hebt sich von den anderen Krankenpflegerinnen ab wie ein Schwan unter lauter Fröschen. Sie trägt weiße Gesundheitsschuhe und besitzt diese schlanken, sich zur Nasenwurzel hin leicht verdickenden Augenbrauen, die schöne Frauen auszeichnen.

Wie es mir an diesem Nachmittag gehe, will sie in ihrer gewohnt liebevollen Art von mir wissen. Die Chemotherapie hat mich meiner letzten Haare beraubt, ich bin zum Skelett abgemagert, quäle mich unablässig mit diesem eigenartigen Gefühl herum, im Zeitlupentempo von einem Wolkenkratzer in die Tiefe zu stürzen, Dr. Rüeigli hat eine neue Metastase an mir diagnostiziert, und Schwester Elisabete erkundet sich in ihrem perfekten, fast schon amerikanisch angehauchten Englisch nach meinem werten Wohlbefinden!

Doch ich bin ihr nicht wirklich böse. Sie meint es ja gut mit mir. Die Schweizer im allgemeinen und Schwester Elisabete im besonderen sind eben liebenswerte Leute, und die kleinbusige, dunkelblonde Krankenschwester kümmert sich rührend um mich.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).